Renoirs Meisterstreich

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 20

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-964274

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

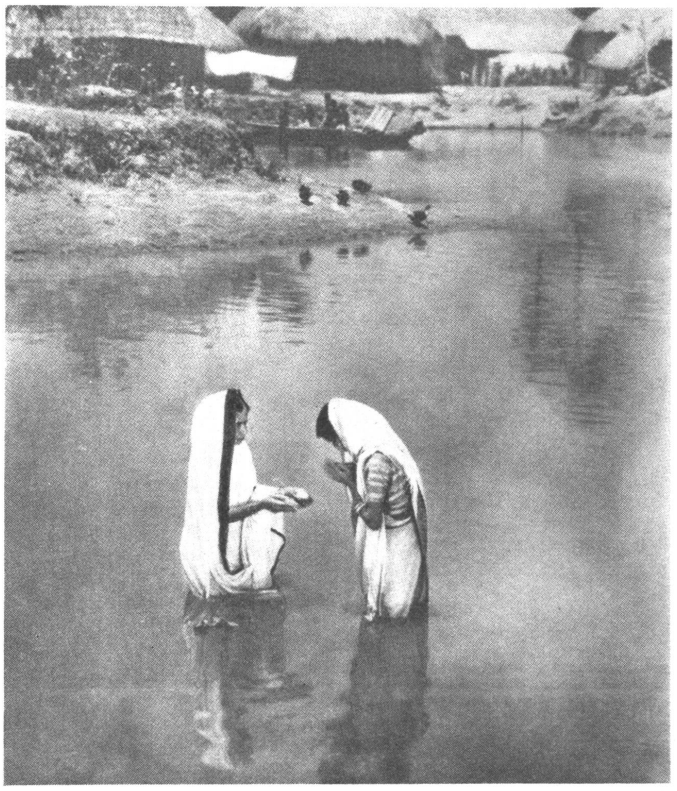
http://www.e-periodica.ch

Neues Leben aus den Ruinen? (Schluß)

FH. «*Suor Letizia*» von Camerini mit der Magnani war ein großer Erfolg für die Schauspielerin, aber in Inhalt und Form mittelmäßig. Der dissidente Amerikaner «*Bigger than life*» kämpft mit einer polemischen Ader gegen den Mißbrauch von Pillen durch das breite Publikum, vor allem des Cortisons. Trotz der ausgezeichneten Darstellung durch James Mason bleibt aber das Ganze ein medizinischer Sonderfall und wird nicht ins Allgemein-Menschliche erhoben; der Eindruck ist zwiespältig. In «*Calabuch*» von Berlanga (der auch «Guten Morgen, Mister Marshall» schuf) zeigen sich die Spanier von einer freundlicheren Seite. Die Geschichte des großen Atomforschers, der sich zu Fischern flüchtet, um nicht an der Weiterarbeit an der Atombombe teilnehmen zu müssen, ist gut erfunden. Leider wird er dann zurückgeholt. Wichtige Fragen, z. B. jene nach der Notwendigkeit der Mitarbeit an einem zukünftigen Atomkrieg, werden bloß angedeutet, nicht verarbeitet. Der Film hat nur das Format einer kleinen Komödie, allerdings mit sehr ernsten Problemen im Hintergrund. Ein weiterer Japaner, «*Die Straße der Schande*», erwies sich als trüber Sittenfilm über zweifelhafte Frauen, stellenweise melodramatisch, immerhin nicht ohne sozialkritische Note, und stets eine distanzierte Haltung bewahrend. Hier folgte ein überraschender Spanier, «*Calle Mayor*» von Bardem, einem der wenigen Spanier, der aus seiner Abneigung gegen Franco kein Hehl macht, dadurch schon verschiedentlich im Gefängnis saß und nur auf energisches Ersuchen der italienischen Regierung nach Venedig gehen durfte, wozu es einer außerordentlichen Sitzung des spanischen Ministerrates bedurfte. Der Film schildert den bösartigen Streich junger Nichtstuer in der Provinz gegenüber einem alternden Mädchen, das immer von Heirat geträumt hat. Mit List und Herzenskälte wird es in den Glauben versetzt, der große Moment sei gekommen, bis dann die bittere Enttäuschung eintritt. Der verdiente Großerfolg des Films ist allerdings nicht auf Spaniens Leistung, sondern auf jene der Amerikanerin Betsy Blair («Marty») zurückzuführen, großartig, fast erschütternd, unübertroffen für solche Rollen Zurückgesetzter. Mit fast unmerklichen Mitteln, einem Zittern der Lippen, einem scheuen Augenaufschlag, erzielt sie die größten Wirkungen, in Venedig Beifall auf offener Szene. Sie ist die einzige, die das vermag. Mochte Hollywood das Festival boykottieren — hier war das echte, große Amerika in Spitzenform vertreten. Harmloser, angefüllt mit etwas bissigem Humor, stellte sich der Franzose «*La traversée de Paris*» vor von Autant-Lara, aus dem Paris der Besetzungszeit und der Schwarzhändler. Ein «schwarzes» Schwein soll unter den Augen von Besatzungstruppen und Polizei durch die Stadt geschmuggelt werden; wobei es endlose Abenteuer erlebt. Alles ist aber sehr atmosphärisch gestaltet und von Gabin und Bourvil ganz ausgezeichnet und mit Verve gespielt. Eine nicht sehr gewichtige, aber gut gemachte Komödie. Der zweite Outsider-Amerikaner «*Attack*» von R. Aldrich verblüfft wieder durch die schonungslose, brutale Offenheit, mit der er Verhältnisse in der amerikanischen Armee während des Krieges offenbart und zeigt, daß es selbst an wichtigen Kommandostellen Feiglinge gab. Außerordentlich gut gestaltet, spannend, aber auch überaus heftig und gewollt gewalttätig wird er nicht überall Sympathien gewinnen. In formaler Hinsicht eine Spitzenleistung von strenger Geschlossenheit bot R. Clément mit «*Gervaise*», einer Verfilmung von Zolas «L'assommoir», der aber wegen teilweise abstoßender Einzelheiten, Ueberresten aus dem stil noir, von einem Teil des Publikums abgelehnt wurde. Herzenswärme ist nicht seine Stärke, aber er wird den Filmkritikern endlos Garn für Diskussionen geben. Der nach Abschluß des Festivals außer Konkurrenz laufende Amerikaner «*Bus-stop*» mit Marylin Monroe, eine Art heiterer Wildwester, erwies sich zwar als überwiegend kommerzieller Unterhaltungsfilm, aber doch als besser denn als sein Ruf, der ihm vorausging. Die versprochene Heldin glänzte allerdings durch Abwesenheit.

Zu wilden Zornausbrüchen und Gerüchten führte bei der Preisverteilung die Weigerung der Jury, einem Film den großen Preis zuzuerkennen. Zu Unrecht. Der Sachverhalt war der, daß sich vier Stimmen für den Japaner «Die birmanische Harfe» und drei für »Calle mayor» gegenüberstanden. Laut Reglement muß aber die Auszeichnung mit einer Mehrheit von $^2/_3$ Stimmen erfolgen, die einfach nicht zu erzielen waren. Der Preis konnte deshalb ebensowenig wie 1953 zuerkannt werden, was wir nicht bedauern. Allerdings wird sich eine Reglementsänderung aufdrängen, denn die verlangte Mehrheit wird sich nicht leicht einstellen.

Die heißumstrittene Frage, ob sich die «neue Formel» der «Austerity» für Venedig bewähre, kann heute noch nicht entschieden werden. Ein wirklich unbestreitbar überragender Film war nicht zu sehen; es dominierte ein ausgezeichneter Durchschnitt, mit einzelnen großartigen Leistungen. Der Unterschied wurde bei den retrospektiven Filmvorführungen von Chaplin und Dreyer fühlbar, die ein Niveau besaßen, das am Festival doch fehlte. Vielleicht ist eben gar keiner geschaffen worden? Andererseits wirkte sich das Fehlen bloß kommerzieller Filme wohltuend aus; ein Festival ist nun einmal keine Film-Messe; die Industrie soll ihre Massenware anderswie zeigen. Aber die Veranstaltung wird erweitert werden müssen; Amerika und vor allem England müssen zur Mitarbeit herangezogen werden können, sonst ist es früher oder später um Venedig geschehen. Nötig ist auch eine Internationalisierung und Erweiterung der kleinen, nur-italienischen Zulassungskommission, welche über die zu zeigenden Filme entscheidet, schon um dem naheliegenden Vorwurf nationaler oder konfessioneller Befangenheit begegnen zu können. Die starke Herabsetzung der Zahl der Filmvorführungen und der gesellschaftlichen Anlässe ist zu begrüßen und ist durchaus geeignet, das gefährlich ins Materielle abgeglittene Festival wieder in den Rang einer kulturell ernst zu nehmenden Veranstaltung zu heben.



Szenenbild aus Renoirs Film «Strom», den er ganz vom guten Bild her aufzubauen versuchte.

Renoirs Meisterstreich

ZS. Die gegenwärtige Entwicklung des französischen Films hat das Auge wieder auf Jean Renoir gelenkt, der mit seinem Film «Eliane und die Männer» (mit Ingrid Bergmann) eine vielleicht nicht ganz berechtigte Diskussion entfesselt hat. Er neigte schon immer zu sehr persönlichen Auffassungen und kümmerte sich nicht um Kritik noch um die Tätigkeit anderer Regisseure. Ihm hat schon immer das gute Filmbild als das Wichtigste am Film vorgeschwebt. Er kam von der Avantgarde her, dem «Klub der 100 Verrückten», und man darf nicht vergessen, daß er der Sohn des großen, impressionistischen Malers ist. Durch Geburt und Erziehung übernahm er einige künstlerische Grundsätze sozusagen in der Wiege, von denen er sich weder durch Bedingungen der Filmindustrie noch durch politische Einflüsse abbringen läßt.

In ihm hat der Neo-Realismus in Frankreich seinen stärksten Vertreter besessen. Dessen Verbindung mit dem Streben nach dem schönen Bild ergibt die Qualität der Renoir-Filme. Während vieler Jahre haben sie einen großen Einfluß auf das französische Filmschaffen ausgeübt, der auch heute nicht ganz verschwunden ist, wenn es inzwischen auch andern Zielen zustrebte. Kürzlich hat er in seiner burschikosen Art geschildert, wie er nicht nur zum Tonfilm kam, sondern gleichzeitig den Realismus bei diesem einführte und sich durchsetzte.

«Es war ein großes Ereignis, als seinerzeit der erste, große Tonfilm in Frankreich unter dem Namen ‚Der Jazz-Sänger' erschien, das allen, die mit der Filmindustrie zu tun hatten, einen schweren Schlag versetzte. Der große Erfolg, den er davontrug, zerzauste die im Filmwesen herrschenden Bräuche auf das Empfindlichste. Mit großem Mißtrauen, bald aber mit noch größerer Begeisterung, warfen sich die Franzosen auf das neue Wunder. Auch ich hätte ganz gerne mitgemacht, aber ich war ein für allemal als Autor dramatischer Stummfilme abgestempelt, ein Feind der Sprechbühne. Deshalb wollten sie in der neuen Tätigkeit nicht einmal meinen Namen hören, denn sie bestand darin, Theaterwerke und erfolgreiche Opern Wort für Wort auf die Leinwand zu bringen. Zwei Jahre mußte ich so auf eine günstige Gelegenheit warten. In der Zwischenzeit krachte die kommerzielle Grundlage, auf welcher der Film beruhte, in allen Fugen.

Schließlich erwischte ich eine kleine Chance. Dieser erste Film wurde für mich eine Art Examen. Man traute mir nichts zu, also mußte ich den Gegenbeweis antreten. Ich bekam den Stoff «On purge Bébé» von Feydeau, um daraus einen Tonfilm zu drehen, meinen ersten Tonfilm. Er ist nicht sehr berühmt geworden, aber ich stellte ihn in vier Tagen her, und dabei ist er über 2000 m lang. Er kostete die Produzenten weniger als 200 000 Franken, trug ihnen aber mehr als eine Million ein.

Es war gut für mich, auf solche Weise anzufangen. Wahrscheinlich hätte ich mir das Rückgrat gebrochen, wenn ich im Tonfilm mit einem Werk von größerer Bedeutung begonnen hätte. Es herrschte damals gerade eine Periode grundfalscher Ideen. Die Szenen wurden für den Tonfilm mit einer unglaublichen Naivität aufgebaut, alles war irgendwie falsch idealisiert. Diese süßen Gewohnheiten gingen mir auf die Nerven. Um einen Beweis für meinen schlechten Charakter zu geben, entschloß ich mich, das Geräusch des Wassers aufzunehmen, welches im Badezimmer abläuft. Die Wirkung war eine Art Revolution; die Sache war meinem Ruf förderlicher, als wenn ich ein Dutzend guter Szenen gedreht hätte. Die gewichtigsten Filmkritiker und die berühmtesten Köpfe der großen Tonfilmgesellschaften erklärten mit ernstesten Gesichtern, daß ich ‚eine unerhört kühne Neuerung von genialem Ausmaß' unternommen hätte, das Wagnis der Einführung des realistischen Geräusches im Tonfilm. Nach einem solchen Meisterstreich konnten sie mir nicht mehr verweigern, was ich seit zwei Jahren verlangte: die Möglichkeit, einen großen Tonfilm zu drehen, ‚La chienne'. Ich war ein gemachter Mann.»

Grenzen der Koexistenz

ZS. Die gleiche frische Unbekümmertheit, mit welcher die Amerikaner heiße Eisen in ihrem eigenen Land filmisch anfassen, flößt ihnen auch Pläne ein, die den Stempel unfreiwilligen Humors an sich tragen. So hat sich der bekannte Filmproduzent D. Zanuck in den Kopf gesetzt, einen biographischen Film über Stalin zu drehen. Ist dieser als problematische Figur nicht gegenwärtig wieder interessant geworden? War er nicht in aller Munde? Welche Sensation und welches Geschäft! Also frisch drauf los! Ein höfliches Schreiben wird nach Moskau abgelassen mit der Bitte um Mitarbeit und Ueberlassung dokumentarischer Unterlagen und Bilder. Predigen denn die Russen nicht in aller Welt Zusammenarbeit?

Mann kann sich die Gesichter der marxistischen Diktatoren im Kreml beim Lesen des Briefes unschwer vorstellen. Ausgerechnet die amerikanischen Kapitalisten wollen Stalin verfilmen, und die Sowjets sollen ihnen noch zu einem guten Geschäft damit verhelfen durch Lieferungen von Unterlagen, womöglich geheimen Staatsakten. Soweit geht die Koexistenz doch nicht! Herr Zanuck erhielt eine kurz angebundene Ablehnung. Wir wissen nicht, ob er ernstlich etwas anderes erwartete, aber sein Brief war jedenfalls der Witz der Woche.

Trotzig erklärte er, den Plan trotzdem ausführen zu wollen, was nicht mehr humoristisch, sondern höchstens überflüssig anmutet. Er meinte, Krustschew habe mit seinen Reden bereits soviel Material geliefert, daß es zusammen mit verschiedenen Erinnerungsbüchern über Stalin und seine Umgebung, die in den letzten Jahren veröffentlicht wurden, für einen guten Film ausreiche. Abgesehen davon, daß die Welt sehr verschiedene Auffassungen darüber besitzt, wie ein guter Stalin-Film aussehen müßte, ist diese Behauptung irrig. Es gibt so viele ganz verschiedenartige Bücher über Stalin, daß der Produzent zwischen widerspruchsvollen Thesen, Enthüllungen und Darstellungen wählen müßte. Ein großer Teil dieser Werke ist bloße Sensationsmache zur Ausnützung der Konjunktur. Es würde jahrelanger Untersuchungen durch Experten in Sowjetangelegenheiten bedürfen, um nur das Glaubhafte vom Falschen zu unterscheiden. Selbst dann käme man noch nicht zu eindeutigen Schlüssen. Solange die Staatsarchive nicht zugänglich sind, müßte der Film auf weite Strecken ein Phantasiegebilde darstellen, das niemanden nützt, den Westen aber in den Augen des Kremls, der die Wahrheit kennt, nur lächerlich machen würde.

Im Nebel

KL. Schon lange versuchte der Osten, seinem Filmfestival in Karlsbad (Karlovy-Vary) stärkere internationale Bedeutung zu geben. Dieses Jahr schien ihm erstmals einiger Erfolg beschieden, indem die großen, westlichen Nationen Filme und Vertreter entsandten. Fankreich zeigte «Si tous les gars du monde» von Christian-Jaque, und «Die Jahre, die nicht zurückkehren» von Y. Allégret, Italien «La pelliccia di visione» und «Racconti Romani», Amerika den «Marty».

Die politische Tendenz der Veranstaltung war deutlich und vorauszusehen; man wollte Propaganda machen. Aber entgegen dem erreichten Ziel einer Internationalisierung, das zur Zuversicht hätte Anlaß geben können, war eine deutliche Unsicherheit spürbar. Ursache war die «Entstalinisierung», die «Abschaffung des Persönlichkeitskultes». Wie weit soll sie gehen, was heißt das eigentlich ganz genau, wie weit wird man sie «oben», wo man über Gefängnisse und Henkersknechte verfügt, dulden? Darüber bestand keine Klarheit, und man hatte das Gefühl, auch «oben» nicht (vielleicht nicht einmal «ganz zu alleroberst», das heißt in Moskau). Zweifellos konnten jetzt westliche Filme, wie z. B. die beiden italienischen, gezeigt werden, die keinerlei politische Tendenz aufweisen. Ferner sah man einzelne östliche Filme, die man beinahe eher als brav westlich-neorealistisch ansprechen muß. Andrerseits ist der (an diesem Ort schon besprochene), ostdeutsche Film «Ernst Thälmann» von Maetzing gezeigt worden, der noch ganz in die Stalin-Periode gehört und dem abgeschafften Persönlichkeitskult in stärkstem Maße fröhnt. Auch die Preisverteilung war bezeichnend; das Festival stand unter dem Motto einer «bessern Freundschaft und Verständigung zwischen den Völkern». Demzufolge bekam der eher schwache Film «Si tous les gars du monde» den Preis, der in fast kindlicher Weise den beteuerten, honigsüßen Absichten des Festivals entspricht. «Marty» überragte ihn und die andern turmhoch, wurde aber beiseite geschoben. Er scheint nur zugelassen worden zu sein, um den Kontrast zwischen der «faulen und satten» Welt des Westens und der pädagogisch optimistischen und auftrumpfenden kommunistischen zu zeigen.

Russische Mädchen aus dem in Karlsbad gezeigten russischen Film «Der Fall Rumyantsew».

Freilich zeigten nicht alle Filme aus dem Osten diese krampfhaft betonte Siegeszuversicht in die Zukunft. Der ungarische «Ein kleines Glas Bier» und der ost-deutsche «Idyll in Berlin» besaßen bei aller rosaroten Pädagogik einen Zug zur Darstellung des Bescheidenen, sehr Einfachen. Kleine Tatsachen des alltäglichen Lebens waren hier aufschlußreich hineinverwoben und schufen einige Atmosphäre primitiven, kommunistischen Alltagslebens, die aber in ihrer Ehrlichkeit selbst von den französischen Filmen abstach. Der chinesische «Patrouille über den blauen Fluß» war als Bürgerkriegsfilm wieder ganz auf kriegerische Klassenkampflust gestellt, etwas vorsichtiger der russische «Fall Rumyantsew», der einige geringe Zeichen menschlicher Auftauung zeigte. Verhängnisvoll für die östlichen Filme, welche die westliche Spitzenklasse nicht entfernt erreichen, wurde der Japaner «Schatten am vollen Tag», eine packende Schilderung des Leidens und der unsäglichen Not unschuldig Angeklagter und Verurteilter. Das unpersönliche, erbarmungslose Zahnräder-Mahlsystem der Justiz kommt hier hervorragend zur Geltung und bewies plötzlich, wie dilettantisch und subaltern doch die östlichen Filme gedreht waren.

Auch sonst war es ein etwas sonderbares Festival. Das schöne, alte Karlsbad hatte in seinen aristokratischen Bauten aus der österreichischen Zeit etwas Feierliches, Zurückhaltend-Stilvolles an sich. Es ist alles andere, als was man sich unter einer marxistischen, klassenkämpferischen Siedlung vorstellt. Wer aus dem deutschen Sprachraum dacht nicht an Goethe, der oft hier und im benachbarten Marienbad frohen Herzens weilte? Die alte Kultur, welche die Bauten ausströmen, ließ am kommunistischen Leben das Negative doppelt deutlich werden: die schlechte Bekleidung der Menschen, die gleichmäßig unfrohen, gespannten und doch müden Gesichter, die lauernde, kalte Servilität des Dienstpersonals, keinem harmlosen westlichen Scherzwort zugänglich, die Armseligkeit der Versorgung an Konsumgütern. Offensichtlich fühlte sich auch der Marxismus an dieser von einer festlich-heiteren Vergangenheit zeugenden Stätte nicht recht wohl, was das Gefühl der Unsicherheit noch vermehrte. Es konnten einem begegnen, daß ein Mann, der einem heftigen Ressentiment gegen den Westen Ausdruck gab, im gleichen Augenblick als selbstverständlich verlangte, daß der überlegene und leistungsfähige Westen endlich den jüngern, aber armen Osten an seinem Schaffen und seinen Errungenschaften teilnehmen lasse. Die Frage, warum denn der Westen besser lebt und schöpferischer arbeitet, fiel ihm gar nicht ein. Wirre Menschen haben da eine wirre Zeit geschaffen, in der auch Explosionen möglich sind. Der Westen mag sich vorsehen.